Die Sprache und die Entwicklung der griechischen Lyrik.

I.

Die bisherige Lehre von der Dialektmischung in der griechischen Lyrik. Kritik derselben.[1])

Auch das Seltsamste und Unwahrscheinlichste wird schliefslich geglaubt, wenn es häufig behauptet wird, zumal nachdem es zu einem kunstvoll abgerundeten System gestaltet und mit den sicheren Thatsachen in Zusammenhang gebracht ist. So ist es mit der Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik gegangen, welche man nicht nur als sichere Thatsache hingenommen, sondern allmählich sogar als ein hervorragendes Kunstmittel der griechischen Dichter ausgegeben und bewundert hat. Man lehrt, eine Reihe von Dichtern habe die jonisch-epische Sprache, in der sie dichteten, durch dorische und äolische Beimischungen gefärbt, dorische Dichter hätten ihre dorische Mundart mit äolischen Elementen gemischt und der Böotier Pindar hätte sogar epische, äolische, böotische und dorische Bestandteile „in mafsvoller Eleganz vereinigt", oder, wie der Kunstausdruck lautet, temperiert. Darob bewundert man die griechische Kunst wegen der Gröfse des Genius, welcher jedes gegebene Element, mochte es auch noch so widerstrebend erscheinen, sich dienstbar zu machen und in ein wirksames Mittel der Kunst zu verwandeln wufste (Ahrens), man feiert den wundervollen Takt jener Dichter, mit dem sie für ihren poetischen Gedanken die bezeichnendste sprachliche Form zu bilden verstanden (Steinthal). Zwar verwahrt man sich gegen die Auffassung, als hätte ein griechischer Dichter die Freiheit und das Recht gehabt, die Formen beliebiger Dialekte nach seinem Urteile über ihren ästhetischen Eindruck zu mischen wie ein Maler die Farben; nur bestimmte Dialekte seien gestattet gewesen, nämlich nur die jener Stämme, welche auf den Entwicklungsgang der einzelnen Dichtungsarten einen historisch nachweisbaren Einflufs ausgeübt hätten. Für die Mischung aus diesen gestatteten Elementen aber hätte der einzelne Dichter einen weiten Spielraum gehabt, und nicht jeder Dichter hätte Takt und künstlerische Einsicht genug besessen, um innerhalb der Schranken zu bleiben. Korinna z. B. habe einen Mifsgriff begangen, mit einzelnen Formen auch Ibykus und Bakchylides. Musterhaft seien Archilochus, Simonides und Pindar. Bei Archilochus sehe man in den Elegien, den Trochäen und den Jamben eine dem Geiste und Tone dieser Dichtungsarten aufs feinste angepafste Abstufung des Dialektes. In dem Dialekte des Simonides habe die epische Sprache als ein Gemeingut des hellenischen Volkes

[1]) Vorstehende Arbeit ist eine Ergänzung und Fortsetzung meines Aufsatzes über „den böotischen Dialekt Pindars" im 1. Hefte des diesjährigen Philologus (XLIV, p. 49 ff.). Beides sind Vorarbeiten zu einer Darstellung der „Dialekte in der griechischen Poesie".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unter weiser Beseitigung der störenden Elemente nur insoweit eine dorische und äolische Färbung erhalten, um den eigentümlichen Geist der dorischen und äolischen Lyrik durchschimmern zu lassen; er enthalte alle Elemente der edleren lyrischen Sprache in mafsvoller Eleganz vereinigt. Endlich Pindar habe nicht wie Simonides die charakteristischen Eigentümlichkeiten der verschmolzenen Dialekte zu zierlichen Masern in einer glatten Fläche abgeschliffen, er habe ihnen nur die rauhesten und unvereinbarsten Ecken abgebrochen und lasse sonst gleichsam die Geister dieser Dialekte aufeinander platzen, in dem sicheren Bewufstsein seiner Kraft, die Kämpfenden mit einem quos ego! zur Ordnung zu rufen und ihre Disharmonie zu einer befriedigenden Auflösung zu führen! So Ahrens in den Verhandlungen der 13. Philologenversammlung in Göttingen vom Jahre 1852, welcher daselbst p. 55—80 zuerst diese Auffassung der Dialektmischung vorgetragen und zu begründen versucht hat. Alle späteren Forscher sind derselben im grofsen und ganzen getreu und ohne Bedenken gefolgt.

Ich trage kein Bedenken, diese Auffassung als eine Verirrung des Geschmacks zu bezeichnen und wage es wirklich, sie für unschön und unnatürlich zu erklären. Die griechischen Dichter müfste ich, wenn sie wirklich in der überlieferten und allgemein zugestandenen Art ihre Sprache gemischt hätten, einer unbegreiflichen Künstelei und Geschmacklosigkeit bezichtigen, die man wohl alexandrinischen Dichtern der Epigonenzeit, aber nicht selbstbewufsten, originalen Dichtern aus der ersten Blütezeit des griechischen Geistes zutrauen könnte. Die wesentlichste Bedingung der Schönheit ist und bleibt Einheit und Harmonie, und in einem poetischen Werke wird dieselbe thatsächlich durch nichts mehr gestört, als durch die Verbindung widerstreitender Elemente in dem notwendigen Träger des poetischen Gedankens, der Sprache. Indem man dies einsah, die Dialektmischung aber dennoch als thatsächlich in der griechischen Poesie hinnehmen zu müssen glaubte, kam man zu dem merkwürdigen Schlusse, welcher den Verzicht auf jedes eigene ästhetische Urteil enthält, gerade weil ein mit dem feinsten Sinne für das Schöne begabtes Volk wie die Griechen diese Dialektmischung duldete und weil seine Dichter, die unsterblichen Muster und Lehrer des Schönen, sie geübt hätten, müsse in ihr kein ästhetischer Mangel zu sehen sein, sondern eher ein Vorzug; mit andern Worten, der Geschmack der Griechen müsse ein andrer als der unsre und selbstverständlich der einzig wahre gewesen sein. Demgegenüber scheint mir der umgekehrte Schlufs viel gerechtfertigter: gerade weil das Griechenvolk das zarteste Gefühl für alles Schöne hatte und wir seine Dichter wegen ihrer Kunst als bewundernswerte Muster alles Schönen anzuerkennen gezwungen sind, dürfen wir ihnen nicht eine Verirrung des Geschmacks zutrauen, wie sie die absichtliche und bewufste Vereinigung verschiedener Dialekte in einem Kunstwerke darstellen würde, sondern müssen uns nach einer anderen Erklärung derjenigen Erscheinungen umsehen, welche zur bisherigen Theorie führten.

Darauf will ich gar keinen besonderen Nachdruck legen, dafs jener angenommene Gebrauch etwas in der gesamten Litteratur aller Völker Ungewöhnliches und Vereinzeltes sein würde, und dafs eine derartige Mischung der Poesie höchstens einen komischen Eindruck verleiht; mehr scheint mir zu bedeuten, dafs die Griechen selbst bei der Dialektmischung auf einem anderen Gebiete den Eindruck des Disharmonischen hatten. Absichtlich und mit bewufster Kunst haben nämlich nur die griechischen Komiker bisweilen zur Erreichung bestimmter Zwecke die Dialekte gemischt: so aufser Eubulus in der Antiope (Meineke, fgt. Com. III, 208) und Strattis in den Phoenissen (ebd. II, 781), besonders Aristophanes in der Lysistrata und in den Acharnern. Hier, wo es dem Dichter nur auf die komische Wirkung ankommt, benutzt er jedes Mittel, das seinem Zwecke entspricht, und vermischt daher die Redeweise des Lakoniers mit lakonischen Formen, die des megarischen Bauern und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

böotischen Händlers mit megarischen und böotischen zu einem Jargon, der durch den beabsichtigten Gegensatz zu attischer Urbanität die Zuhörer zum Lachen bringt. Was aber dem Komiker recht und förderlich ist, paſst nicht für den hohen Stil der ernsten Lyrik.

Aus dem Angeführten ergiebt sich schon zur Genüge, wie das griechische Ohr empfand. Auch die bekannte Stelle bei Plato, Protag. 346 D ist für uns belehrend. Indem Sokrates die Worte des Simonides anführt: *πάντας φιλέω καὶ ἐπαίνημι*, bemerkt er dazu mit Rücksicht auf die Form *ἐπαίνημι*: *καὶ τῇ φωνῇ ἐνταῦθα κέχρηται τῇ τῶν Μιτιληναίων, ὡς πρὸς Πιτταλὸν λέγων.* Die Worte zeigen uns, wie lebhaft der Athener einen wenn auch nur vermeintlichen Äolismus empfindet, wie ungewöhnlich und auffallend er ihm ist, und wie wenig er an die Mischung der Dialekte in der Poesie gewöhnt ist, so daſs er es für nötig hält, eine Erklärung für die als äolisch empfundene Form aus der augenblicklichen Situation des Dichters zu geben.

Schon diese allgemeinen Erwägungen müssen es verbieten, an eine Mischung der Dialekte als einen „bewuſsten künstlerischen Gebrauch“ der griechischen Lyriker zu glauben. Unter der Voraussetzung, daſs die griechischen Lyriker wirklich eine mannigfach gemischte Sprache angewandt hätten, würde es begreiflicher sein, wenn man diese Mischung nicht als das kunstvolle Werk individueller Freiheit, einzig und allein von dem Takt und Schönheitsgefühl der Dichter geregelt, sondern eher als ein natürliches Produkt des Entwicklungsganges der griechischen Litteratur und ihrer Litteratursprache, als eine unbewuſste und nicht mehr empfundene, nur durch äuſserliche, litterarhistorische Verhältnisse bedingte Beeinflussung verschiedener Dialekte aufgefaſst und dargestellt hätte. In Wirklichkeit ist diese Auffassung noch nicht zum Ausdruck gekommen. Sie wäre zwar begreiflicher, aber doch gleichfalls nicht zulässig. Bevor ich indessen näher darauf eingehe, erscheint es mir nötig, zu fragen, ob denn in der That die griechischen Lyriker eine so mannigfach gemischte Sprache angewandt haben, wie man allgemein vorgiebt, und die Erscheinungen zu prüfen, auf welche man das kunstvolle Gebäude der verbreiteten Theorie aufgebaut hat. Diese Prüfung wird bestätigen, was ich schon an anderer Stelle ausgesprochen habe: jene Theorie hat den groſsen Fehler, zur Erklärung und Begründung übergegangen zu sein, bevor noch die Thatsachen genügend untersucht und festgestellt waren.

II.

Die angeblichen Äolismen bei nichtäolischen Lyrikern.

Die bisherige Forschung ist noch allzu sehr in den Anschauungen der alexandrinischen Grammatiker befangen gewesen. Ein wirklicher Fortschritt und die richtige Erkenntnis wird nicht möglich sein, so lange wir uns auf sprachlichem Gebiete durch sie beeinflussen lassen. Es ist ja zuzugestehen, daſs ihnen ein weit umfangreicheres litterarisches Material zur Verfügung stand als uns heutzutage, und wo sie thatsächliche Angaben über Sprachformen machen, mag ihnen immerhin geglaubt werden. Sofort aber, wo sie den Boden der Thatsachen verlassen und aus eigener Wissenschaft und Gelehrsamkeit Erklärungen und Begründungen geben, müssen wir ihnen jede Autorität versagen. Denn darüber kann kein Zweifel mehr herrschen, daſs ihre Theorie der Dialekte durchaus hinfällig war. Sie leidet vor allem an dem jede richtige Erkenntnis hindernden Glauben an die Dreiteilung der griechischen Dialekte in Jonisch, Dorisch und Äolisch. Der Begriff des Äolischen schwankt bei ihnen fortwährend, und er hat überhaupt keinen Sinn, wenn man ihn nicht auf die Mundart der Bewohner von Lesbos und des gegenüberliegenden Festlandes beschränkt. Recht bezeichnend für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Methode der alten Grammatiker sind ihre Angaben über das Digamma, welches sie *τὸ Αἰολικὸν δίγαμμα* nannten aus keinem andren Grunde, als weil sie es in den Texten der „äolischen" Dichter fanden, obwohl doch die meisten nichtäolischen Dialekte diesen Buchstaben noch weit länger besessen haben als der äolische. Ähnlich steht es mit dem dorischen Dialekte der Grammatiker. Es hat überhaupt seit der dorischen Wanderung nie mehr einen dorischen Dialekt in dem Sinne einer einheitlichen, festbegrenzten Mundart gegeben, man könnte höchstens von einer Reihe dorischer Dialekte sprechen. Aber auch dies ist noch zu viel, weil es an einer festen Grenzscheide gegenüber den nichtdorischen fehlt. Die heutige Wissenschaft darf nur die grofse Scheidung in die jonische und nichtjonische Gruppe anerkennen, wie ich sie genauer in Bezzenberger's Beitr. VI, 282 ff. begründet habe. Daher müssen alle Angaben der alten Grammatiker, dafs diese oder jene Form dorisch oder äolisch sei, für uns gänzlich gleichgültig sein.

Nach diesen Vorbemerkungen unternehme ich die Reinigung der lyrischen Dichter von den sogenannten Äolismen, d. h. ich zeige, dafs keiner von ihnen in seinem Dialekte irgend welche Beimischung der lesbischen Mundart erlitten hat. Es handelt sich um eine kleine, genau begrenzte Anzahl von sprachlichen Erscheinungen; daher behandle ich zunächst die verschiedenen Dichter nicht getrennt von einander, sondern ich untersuche nur die einzelnen Formkategorieen, um die es sich handelt. Sie sind sämtlich ein Produkt falscher Erklärungsweise.

1) Dahin gehört zunächst die in den Texten zuweilen erscheinende Schreibweise von *σδ* anstatt *ζ*. Sie findet sich bei Alkman in der Mitte der Wörter: *μελισδομέναι* fr. 98 [1]), *παίσδει* 38, *τράπεσδαι* 74, *μάσδων* 84, *ὄσδοντα* 117, *ἀγίσδεο* 123 neben sonstigem *ζ*; *κιθαρίσδην* fr. 35 ist Korrektur für — *ἴδειν*. Aufserdem ist bei Pindar ein einziges Mal *λακτισδέμεν* (P. II, 45) überliefert, indes von allen Herausgebern seit Boeckh getilgt. Den übrigen Lyrikern ist dieser Gebrauch gänzlich fremd. Nur in einem lakonischen Volkslied findet sich noch *αὐγάσδεο* und bei Xenophanes *ὀσδόμενος*; s. u. Diese Schreibweise soll ein Äolismus sein, weil die Grammatiker überliefern, dafs die Äolier an- und inlautendes *ζ* in *σδ* verwandelten und als Beispiele dafür *Σδεύς*, *σδυγός*, *μασδός*, *μελίσδω*, *κωμάσδω*, *συρίσδω* anführen. Möglicherweise stammen alle diese Beispiele aus Alkman selbst, welchen manche für einen Äolier hielten, wie Priscian (vgl. I, 21: Inveniuntur etiam pro vocali correpta hoc digamma illi (sc. Aeoles) usi, ut Alcman etc.; I, 22: Hiatus quoque causa solebant illi interponere *F*, quod ostendunt et poetae Aeolide usi *Ἀλκμάν*: *καὶ χεῖμα* etc.). Legte ich der Überlieferung nur die geringste Bedeutung bei, so könnte ich darauf verweisen, dafs nicht nur im Et. M. 412, 1 *σδυγός*, *σδευκτῆρες*, *θερίσδω*, *συρίσδω* aus Theokrit als dorisch angeführt werden, sondern auch der Scholiast des Theokrit dieselbe Erscheinung *Δωρικὸν καὶ Αἰολικὸν* oder auch *Δωρικῶς* nennt. Auf diese sich widersprechende Überlieferung als solche ist also kein Gewicht zu legen. Wichtiger scheint schon, dafs sie bei den lesbischen Dichtern wenigstens eine teilweise Bestätigung erhält, insofern bei Sappho *ὕσδων* fr. 4, *ὕσδῳ* 93, *φροντίσδην* 41, *εἰκάσδω* 104, bei Alcäus *παρίσδων* 52, *ἀχνάσδημι* 124 handschriftlich überliefert sind. Daneben findet sich freilich *ζ* bewahrt in *ὑποζεύξαισα* Sa. 1, *ἰζάνει* 2, *μείζων* 91, *Ζεφύρῳ* Alc. 13, *Ζεύς* 34, 77, *ζοφοδορπίδαν* 37 B, *ἄζει* 39, *κωμάζοντα* 56. Denkbar wäre es ja, dafs in den letzteren Beispielen die vulgäre Schreibweise mit *ζ* die dialektische Besonderheit *σδ* verdrängt habe und durch die letztere zu ersetzen sei. Dafs indessen *σδ* die echte altäolische Form repräsentiere, wird sehr zweifelhaft durch die lesbischen Inschriften, welche überall *ζ* bewahrt haben, mit Ausnahme von *προσονυμάσδεσθαι*

[1]) Ich zitiere nach Bergk, Poetae lyrici Graeci, ed. quarta.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf einer Inschrift aus der Zeit des Augustus. Hiernach wird es viel wahrscheinlicher, in σδ für ζ nicht einen der lesbischen Mundart eigentümlichen Lautwandel, sondern nur eine orthographische Verschiedenheit in der Bezeichnung desselben Lautes zu erkennen. Meister Griech. Dial. p. 130 und G. Meyer, Gr. Gr. §. 284 verwerfen gleichfalls die Annahme eines Lautwandels und erkennen in σδ nur den graphischen Ausdruck für eine bestimmte Art des tönenden Zischlautes. Auch in den andern Dialekten herrscht in der Schreibung des Lautes eine grofse Verschiedenheit. Die Böotier schrieben ihn bald mit ζ (*Ζωίλος*), bald mit δ (*Δωίλος*), wofür im Inlaut δδ (*γραμματίδδοντος*) erscheint, bisweilen auch mit σζ (*Βυσζάντιοι, Θεόσζοτος*) oder ζζ (*Βυζζάντιοι*); vgl. Meister p. 262 ff. Im Lakonischen, Megarischen, Kretischen schrieb man neben ζ im Anlaut δ, im Inlaut δδ. Die Schreibweise σζ neben ζ findet sich auch in Attika und Delphi: *συναγωνισζόμενοι, ἐπεψήφισζεν* C. J. A. II, 352, 315, *καταδουλίσζοιτο* Wescher-Foucart 218, 11. In allen diesen verschiedenen Schreibungen haben wir offenbar nur approximative Versuche, dem gesprochenen Laut in der Schrift gerecht zu werden. Die Aussprache dieses Lautes ist freilich eins der schwierigsten Probleme. Vgl. Blass, Aussprache des Griechischen, p. 95 ff. Wie schon angeführt, erkennen manche darin eine bestimmte Art des tönenden Zischlautes, etwa doppeltes tönendes s. Das mag für einzelne Gebiete zutreffen, zu beachten aber bleibt, dafs Männer wie Aristoteles und Dionysius von Halikarnafs u. a. dafür geradezu die Aussprache σ + δ (in dieser Folge) verlangen: Dionys. Halik. de comp. verb. p. 78 *διπλᾶ δὲ λέγουσιν αὐτὰ ἤτοι διὰ τὸ σύνθετα εἶναι, τὸ μὲν ζ διὰ τοῦ σ καὶ δ, τὸ δὲ ξ διὰ τοῦ κ καὶ σ, τὸ δὲ ψ διὰ τοῦ π καὶ σ,* Dion. Thr. B. A. p. 632 *τὸ ζ ἐκ τοῦ σ καὶ δ;* ferner Sext. Emp. p. 622 Bk. und andere Zeugnisse bei Blass a. a. O. Abweichende Zeugnisse giebt es nicht. Wohl aber führt Blass noch weitere Beweisgründe für die Aussprache σδ an. Die Präposition *σύν* verliert bekanntlich in der Zusammensetzung mit anlautendem ζ ihr *ν*: *συζητεῖν, συζευγνύναι, συζῆν.* Wenn nun in dem Doppelbuchstaben ζ das δ voranging (syn-dsēn), so war zur Ausstofsung des *ν* gar kein Grund vorhanden; heifst es doch auch *συγξέω, σύμψηφος.* Sprach man hingegen σδ, so steht sy(n)sden in voller Analogie zu *συ(ν)σπᾶν, συ(ν)σκευάζειν.* Sodann mufste die Präposition *ἐξ* vor δ unbedingt ihr σ verlieren; vor σ brauchte sie es nicht; nun finden wir aber attisch *ἐξ Ζέας* d. i. also eks sdeas. Eine lehrreiche Verschreibung ist *ἔζων* für *ἔστων* auf einer delphischen Inschrift (Wescher-Foucart 189, 13), unmöglich bei der Aussprache des ζ wie ds, leicht begreiflich bei der wie σδ. Sodann wächst beim Zusammenstofs σ + δ vielfach zu ζ zusammen, wie neben *Θειόσδοτος* auf böotischen Inschriften (Meister im III. Hefte der Collitz'schen Sammlung der griechischen Dialektinschriften 567) die häufigeren Formen desselben Worts mit ζ. Auch stimme ich Blass bei, wenn er *βύζην* auf *βύσδην* (vgl. *πλέγδην*), *Ἀθήναζε, θύραζε* auf *Ἀθήνασδε, θύρασδε* zurückführt und für die Aussprache von ζ = σδ hervorhebt, dafs zd u. ä. in ausländischen Namen griechisch häufig durch ζ wiedergegeben wurde: *Ὠρομάζης* Auramazda, *Ἄζωτος* Aschdod, *Ἀρταουάζης* Artavasdes bei Plato, Herodot und Plutarch. Wenn ich nun auch keineswegs behaupten will, dafs diese Aussprache überall und immer in Griechenland gegolten habe, so steht doch das eine gegen jeden Zweifel fest, dafs die Grammatikerangabe, wonach σδ für ζ eine lautliche Besonderheit des Lesbischen gewesen, zu den gewöhnlichen Irrtümern der äufserlich urteilenden Grammatiker zu rechnen ist. Bei der offenbaren Schwierigkeit, den gesprochenen Laut graphisch auszudrücken, kann es nicht auffallen, dafs Alkman in zufälliger Übereinstimmung mit den lesbischen Dichtern bisweilen ihn geradezu durch σδ bezeichnet, ohne damit seiner Rede nur im geringsten eine äolische Färbung zu verleihen. Wenn spätere Kunstdichter wie Theokrit, Bion und Moschus diese Antiquität der Schreibung in weiterem Umfange annehmen, so ist dies in der ganzen kün-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stelnden und altertümelnden Art derselben wohlbegründet, von Theokrit überdies gewifs nicht als ein Äolismus empfunden, da diese Schreibung in seinen echt dorischen Gedichten viel häufiger sich findet, als in den angeblich äolischen n. 28, 29 und 30.

Schliefslich verweise ich noch auf den Umstand, dafs sogar in dem berühmten Wechselgesange der spartanischen Greise, Männer und Knaben (Bergk, III, carmina popul. 18), einem echt volkstümlichen, in reinem Lakonisch gedichteten Liede sich diese Schreibweise vorfindet in *αὐγάσδεο*.

2) Einen weiteren Äolismus erkennt man in den etwas zahlreicheren Formen, welche die ausschliefslich der lesbischen Mundart eigentümliche Art der Ersatzdehnung enthalten sollen. Dahin gehören zunächst die weiblichen Participien auf *οισα* und das Nomen *Μοῖσα*, ferner die Participien des Aorist auf *αις* mit ihren Femininen auf *αισα*, die Akkusative Plur. der 1. und 2. Dekl. auf *αις* und *οις*, sowie die 3. Person Plur. Ind. Praes. und Fut. auf *οισι*. In den überlieferten Texten der Lyriker sind handschriftlich beglaubigt folgende Beispiele:

a. bei Alkman nur weibliche Participien auf *οισα*: *φέροισα* fr. 16, *λιπτοῖσα* 21, *φεροίσαις* 23, 61, *ἐνθοῖσα* 23, 73, *ἔχοισα* 34 (neben *ἔχουσα*), *ἐπιστέφοισαι* 74 B. und *σαλασσομέδοισ'* 84. In allen übrigen Formen ist ihm diese Ersatzdehnung fremd;

b. bei Ibykus aus Rhegium finden wir ein einziges Mal *θαλέθοισιν* fr. 1. als 3. Pers. Plur.; zweifelhaft ist der Akkusativ *θεοίς* in fr. 24 (Bergk, welcher ihn vermutete, schreibt in der 4. Auflage jetzt selbst den Dativ *θεοῖς*). Aus der unklaren und verderbten Stelle Cram. An. Ox. I, 278, 13 hat man noch *μοισᾶν* für Ibykus in Anspruch genommen;

c. vereinzelt bei Eumelus von Korinth *Μοῖσα*, bei Tynnichus von Chalkis *Μοισᾶν*, Telesilla von Argos *φεύγοισα* fr. 1, Praxilla von Sikyon *ἐμβλέποισα* fr. 5;

d. am ausgedehntesten ist der Gebrauch bei Pindar: fast regelmäfsig die weiblichen Participien auf *οισα* (Peter, de dialecto Pindarica p. 57), aufser *Μοῖσα*, *Μοισαῖος* (neben *μουσικᾶς*) auch *Κρέοισα* und *Μέδοισα* (aber *Ἀρέθουσαν*, Peter, a. a. O. p. 18), fast ausschliefslich die Participien des Aorist auf *αις*, Femin. *αισα* (Peter, p. 57), vereinzelte Akkusative auf *αις* und *οις* nach der Vermutung von Bergk zu P. II, 21 und die 3. Pers. Plur. auf *οισι* (neben der auf *οντι*), vgl. Peter p. 56.

Bei den übrigen Lyrikern finden sich derartige Formen nicht, vielmehr beruhen alle Lesarten mit der lesbischen Ersatzdehnung, welche man jetzt bei Simonides u. a. liest,[1]) nur auf den Änderungen „der neueren Herausgeber, welche der Meinung waren, dafs dem Simonides dieselben Eigentümlichkeiten des Dialekts recht seien, wie dem Pindar", eine Voraussetzung, welche keine Begründung hat. Immerhin bleiben noch zahlreiche Formen übrig, in welchen die Diphthonge *αι* und *οι* eine sonst nur der lesbischen Mundart eigene Ersatzdehnung für ausgefallenes *ν* oder *ντ* bezeichnen. In der jonisch-attischen Sprache entspricht *ᾱ* und der in der ältesten Zeit mit *O*, später mit *OY* bezeichnete gedehnte o-laut; in den dorischen Mundarten haben wir (aufser wo die Bildung der Form eine ganz andere ist, wie in der 3. Pers. Plur.) dafür *ᾱ* und den in ältester Zeit mit O, später teils mit *Ω*, teils mit *OY* bezeichneten gedehnten o-laut. Auch im Lesbischen war ursprünglich nur ein langer a- und o-laut vorhanden, und wie sich im Griechischen mehrfach „aus dem Stimmton des Spiranten s nach einem vorhergehenden Vokal ein *ι* entwickelt hat, das dann

[1]) Mit Ausnahme von *Μοισᾶν* in einem Epigramm (Sim. 148, 11); der ganze Vers bietet aber so viele metrische und sprachliche Schwierigkeiten, dafs er von manchen schon als unecht verworfen worden ist (vgl. Schaumberg, Prgr. von Celle 1878, p. 23 f.).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit diesem Vokal in einen Diphthong vereinigt worden ist" (G. Meyer, Gr. Gr. §. 110), so hat sich im Lesbischen durch dieselbe Entwicklung der ursprüngliche lange a- und o-laut diphthongisiert. Leider sind uns für das Lesbische mit Ausnahme zweier kurzer Grabinschriften nur Inschriften aus der Zeit nach 400 v. Chr. erhalten, also erst aus jener Zeit, in welcher wegen Einführung des jonischen Alphabets zahlreiche Änderungen der Orthographie in fast allen Dialekten eingetreten sind; auf älteren Inschriften würden wir sicherlich die ursprünglichen Laute noch durch blofses *O* und *Λ* geschrieben finden. Die Schreibweise der Fragmente des Alcäus und der Sappho widerspricht dieser Behauptung nicht, da deren Gedichte ja selbstverständlich, wie alle älteren Litteraturwerke, aus dem alten Alphabet in das jüngere umgeschrieben worden sind. — Eine genau entsprechende Analogie haben wir im Attischen und in einigen dorischen Dialekten. Der lange, durch Zusammenziehung oder Ersatzdehnung entstandene e-laut ist in diesen Dialekten in der ältesten Zeit regelmäfsig durch *E* bezeichnet worden. Da sich allmählich die Aussprache dieses ē-lautes mehr zuspitzte und dem Diphthong ei näherte, trat für die ursprüngliche Schreibung *E* mit der Aufnahme des jonischen Alphabets die Schreibung *EI* ein. Ebenso denke ich mir für das Lesbische den Übergang der ursprünglichen Schreibweise *O* und *Λ* für einen ō- und ā-laut in die spätere Schreibweise *OI* und *ΛI*, ohne damit natürlich behaupten zu wollen, dafs der Grund der Lautveränderung in beiden Fällen der nämliche gewesen sei. Wenden wir das Gesagte auf die Äolismen der griechischen Lyriker an, so ergiebt sich, dafs dieselben den gedehnten o- oder a-laut in jenen Formen ebenfalls nur durch *O* und *Λ* geschrieben haben, und dafs die Deutung dieser überlieferten Zeichen als *οι* und *αι* erst der späteren Transkription ihrer Werke aus dem alten in das neue Alphabet zuzuschreiben ist. — Zu demselben Resultate gelangen wir, wenn wir anstatt vom Lesbischen von dem heimischen Dialekte des Alkman, Pindar u. d. a. ausgehen. Nach dem ihnen allein zur Verfügung stehenden Alphabet, sowohl dem böotischen, als dem lakonischen, vermochten sie einen ō- und ā-laut nur durch *O* und *Λ* zu bezeichnen; dieser Schreibweise war bei der später notwendig gewordenen Umschrift gar nicht anzusehen, ob damit die böotische, dorische, lesbische oder epische Färbung des Lautes gemeint sei, und es mufsten Erwägungen besonderer Art hinzutreten, welche bei der Umschreibung entscheidend nach der einen oder anderen Seite hin wirkten. Welcher Art diese Erwägungen waren, welche bei der Transkription leiteten, vermögen wir unschwer zu erkennen; ganz ebenso wie die Neueren (vgl. Mucke, de dialectis Stesichori, Ibyci etc. p. 22: Sim. 5, 12 *πράξας*, pro quo Boeckhio auctore Schneidewin et Bergk *πράξαις* scribunt, quibus equidem, cum illud carmen numeris aeolicis sit compositum, confidenter assentior) mit Rücksicht auf äolische Rhythmen auch äolische Sprachformen bevorzugen, haben sich schon die Alten durch die Erkenntnis der äolischen Rhythmen und der äolischen Harmonie auch zur Einführung äolischer Formen verleiten lassen. Auch der Umstand war von Einflufs, dafs manche Dichter, wie Pindar, ihr Lied geradezu äolisch nannten: Pind. O. I, 100: *ἐμὲ δὲ στεφανῶσαι ἱππίῳ νόμῳ Αἰολήϊδι μολπᾷ χρή*, vgl. P. II, 69 und N. III, 79. Natürlich bezieht sich diese Benennung nicht auf den sprachlichen Ausdruck, sondern nur auf die rhythmische Gestaltung, in derselben Weise, wie Horaz sein Lied wiederholt ein carmen Aeolium nennt. Beachtenswert ist auch, dafs bei allen Lyrikern aufser Pindar sich der Äolismus nur bei der Umschrift des Zeichens *O*, nicht bei *Λ*, eingeschlichen hat; das erstere erforderte sehr häufig Ersatz durch ein anderes Zeichen, das letztere niemals. Dafs sich bei Pindar der Äolismus öfter auch bei *Λ* (aber immerhin seltener als bei *O*) einschlich, hat vielleicht darin seinen Grund, dafs man ihn wie alle Böotier zu dem äolischen Stamme rechnete.

Ich erkläre danach alle diese angeblichen Äolismen für Irrtümer der etwa im 4. Jahrh. v. Chr.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erfolgten Transkription, und wenn wir alle diese Formen bei Alkman oder Pindar nach den Gesetzen ihres heimatlichen Dialekts, oder wie in der 3. Pers. Plur. Präs. und Fut., nach denen der epischen Sprache umschreiben, so haben wir dazu nicht nur dieselbe Berechtigung wie die Urheber der bisherigen Überlieferung, sondern wir entsprechen damit auch mehr der künstlerischen Forderung der Einheit und Harmonie der Sprache.

Mit welcher Nichtbeachtung der dialektischen Eigentümlichkeiten bei der Einführung von Äolismen von alten und neuen Grammatikern verfahren worden ist, zeigen die Formen *καλέοισιν* (*-έοισι*) Pind. J. II, 27, Sim. 12 und 31, eine chimärenhafte Bildung, welche nie und nirgends existiert hat (*πρόσθε λέων, ὄπιθεν δὲ δράκων!*). Ohne zu beachten, dafs die wirklich lesbische Form *κάλεισι* lauten müfste, da die gemeingriechischen Verba contracta lesbisch wie die unthematischen Verba flektiert werden, hat man das überlieferte *ΚΑΛΕΟΣΙ* ganz äufserlich durch die Endung *οισι* äolisiert. Man müfste denn den alten Dichtern zutrauen, dafs sie aus Unkenntnis des Dialekts sich zu jener Zwitterbildung verirrt hätten. Credat Iudaeus Apella, Non ego. Dies vermag ich nicht einmal Theokrit zuzutrauen, trotzdem man jetzt noch in den landläufigen Texten derartige Wunderdinge erblickt.

3) In ähnlicher Weise ist der weitere Äolismus in den Adjektiven auf *-εννος* statt *-ινος* oder *-ηνος* zu entfernen. Es sind folgende: Pind. *κλεεννός* P. V, 20. IX, 15. IV, 280 (häufiger *κλεινός*), *κελαδεννός* P. III, 113. IX, 89. J. IV, 8, *φαεννός* O. I, 6. VII, 67. P. IV, 283. V, 56. N. IV, 49. VI, 52. VII, 51. J. V, 30. Den übrigen Lyrikern sind dieselben bis auf vereinzelte, zweifelhafte Fälle völlig fremd, nämlich *χρυσοφαέννων* bei Anakr. 25, *κλεννά* Alkm. 23, 44 (?) und *κλεεννᾶς* in einem Skolion (Bergk III, p. 644, 5); für Ibykus will man noch *ἀργεννός, ἐρεβεννός* aus Et. M. 135, 47 und Cram. An. Ox. I, 31, 32 erschliefsen. Auch bei Homer und den Tragikern kommen ähnliche Beispiele vor, wie mir scheint, überall als Fehler der Transkription. Während in der alten Schrift nur *ΕΝΟΣ* überliefert war, wurde die vom Metrum geforderte lange Silbe bald durch die Schreibung *ειvος*, bald durch *εννος* gewonnen; zu der letzteren mufste man sich bei der Umschreibung um so eher berechtigt glauben, weil ja in der alten Zeit die Doppelkonsonans meistens nur einfach geschrieben worden war; vgl. G. Meyer, Gr. Gr. §. 287. Übrigens hat sich die *ἀρχαία σημασία* in einzelnen Fällen noch erhalten: O. I, 6 und VII, 67 haben mehrere Handschriften noch *φαενός*.

4) In derselben Weise mufs man die Pronominalformen *ἄμμες, ἄμμιν, ἄμμε, ὔμμιν, ὔμμε* erklären, wenn man nicht vorzieht, sie aus der epischen Sprache herzuleiten, wo sie sehr gewöhnlich sind.

5) In *αἴτημι* Pind. fr. 132, 4 und *ἐπαίνημι* Sim. 5, 19 liegt gar kein Äolismus vor, da diese von der gemeingriechischen abweichende Flexionsweise sich nicht nur im Böotischen, sondern auch sonst sehr häufig findet; vgl. meine Dissertation de dial. boeot. p. 36, Curtius, Verbum I, 352 f.

6) Die Präposition *πεδά* = *μετά* mufs sich gefallen lassen, bei Pindar als Dorismus und bei Ibykus 22 als Äolismus zu gelten. Sie ist weder das eine, noch das andere ausschliefslich, sondern dem Lesbischen, Böotischen und Dorischen gemeinsam. Auch bei Alkman findet sie sich (Spiess, Stud. X, p. 371).

7) Dafs in *φλάω* Pind. N. X, 68 für *θλάω* kein Äolismus vorliegt, zeigt böot. *Φέταλος, Θιόφεστος* = *Θιόθεστος;* vgl. Meister, Gr. D. p. 260. Über *φοίναις* Alkm. 22, welches für *θοίναις* stehen soll, weifs ich indes nichts bestimmtes zu sagen. Endlich das einzig dastehende *ἔλλαθι* Sim. 49 ist den widersprechendsten Erklärungen ausgesetzt, so dafs ich es mit Fug übergehen kann. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hiermit sind sämtliche Äolismen erledigt, auf welche man so grofsartige Schlüsse für die Entwicklung der griechischen Sprache und Litteratur aufgebaut hatte. Die Thatsachen, von denen man ausging, waren sehr geringfügig und bei genauerer Betrachtung erwiesen sie sich Luftspiegelungen gleich als trügerisch und hinfällig, indem keine einzige Form als wirklicher Äolismus stand hält.

Ich knüpfe hieran noch einige nachträgliche Erwägungen. Der angebliche Äolismus *σδ* = *ζ* findet sich nur bei Alkman und ist von allen übrigen Lyrikern konstant gemieden worden. Wäre es wahr, was man häufig behauptet, dafs sich dieselben in ihrem Dialekte an Alkman anschlossen, so wäre nicht ersichtlich, was sie hinderte, auch diese Eigentümlichkeit ihres Vorbilds zu adoptieren. Es ist also nicht möglich, an eine Eigentümlichkeit der lyrischen Dichtgattung zu denken, da sie sich nur individuell vorfindet. Überhaupt verhalten sich sämtliche Lyriker hinsichtlich der Äolismen individuell verschieden; nur in sehr wenigem stimmen mehrere überein, Alkman und Pindar nur in den Participien auf *οισα*, während sie in allem anderen auseinandergehen. Unter allen kann man nicht zwei Dichter finden, welche in dem Gebrauche der Äolismen übereinstimmen. Wohl aber giebt es solche, bei denen sich nicht die geringste glaubhafte Spur nachweisen läfst, wie bei Bakchylides, Anakreon, den Dithyrambikern u. a. Daraus ergiebt sich also, dafs von einem Gattungsdialekte, wie es der epische ist, bei den Lyrikern nicht die Rede sein kann.

Für die Annahme eines einheitlichen Gattungsdialektes, der sich unter lesbischem Einflufs entwickelt hätte, fehlt es aber auch an genügender historischer Begründung. Gerade diejenige Spezies der Lyrik, bei welcher lesbischer Einflufs die meiste historische Berechtigung hätte, der Dithyrambus, zeigt in der Sprache nicht die geringste Spur desselben, obgleich doch der Lesbier Arion von Methymna den Dithyrambus erfunden und in Korinth gelehrt haben soll. Schon Ahrens fand dies auffallend. Hätten sich die griechischen Dichter so sehr unter dem Banne ihrer dichterischen Vorgänger befunden, wie man annimmt, dann wäre es wunderbar, wenn die Dithyrambiker allein eine Ausnahme machten, und trotzdem ihre Dichtungsart durch einen Lesbier ihre erste künstlerische Ausbildung gefunden hat, sich dennoch von dem Einflufs seines Dialekts frei gehalten hätten.

Für die Begründung der Äolismen bei Alkman hat Ahrens nach K. O. Müller (Griech. Litt. I³, 253) auf die langdauernde Wirksamkeit des Lesbiers Terpander verwiesen, der durch den Ernst und Schwung seiner Poesie die zwieträchtigen Gemüter in Sparta beruhigt, mit dem Feste des karneischen Apollo einen musischen Wettkampf verbunden und den ersten Sieg errungen haben soll. Dieser lesbische Einflufs in Lakonien sei auch nach Terpander durch die lange Reihe der lesbischen Kitharöden genährt worden, welche nach Plutarch's Zeugnis (de mus. 6) in den musischen Agonen der Karneen siegten. Indessen schon vor Terpander wurde in Sparta wie in allen dorischen Städten Gesang und Citherspiel fleifsig geübt, die musische Kunst hatte von Anfang an neben der Gymnastik eine hervorragende Stelle im Jugendunterricht inne, und Terpander selbst rühmt von Sparta fr. 6: *Ἔνθ' αἰχμά τε νέων θάλλει καὶ μῶσα λίγεια Καὶ δίκα εὐρυάγυια, καλῶν ἐπιτάρροθος ἔργων.* Wenn ferner Terpander auf die spartanischen Gemüter einzuwirken suchte, wird er für das spartanische Publikum schwerlich in den fremdartigen Tönen seiner lesbischen Heimat gedichtet, sondern sich eher der Sprache seiner Hörer anbequemt haben, in derselben Weise wie der angebliche Athener Tyrtäus, der seine Kriegslieder nachweislich in lakonischer Mundart verfafste. Die wenigen Überreste des Terpander scheinen dies zu bestätigen, da sie neben Spuren des epischen Dialekts (wozu auch *σοί* in dem sonst dorischen Hymnus auf Zeus gehört) nichts Lesbisches, sondern nur Formen des dorischen Dialekts zeigen, darunter sogar fr. 6. *μῶσα* statt des lesbischen *μοῖσα*. Die rein äufserliche Thatsache, dafs er auf Lesbos geboren ist, kann gegen die Erkenntnis, dafs seine ganze Thätigkeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem dorischen Stamme diente, kaum in Betracht kommen.[1]) Ist auch darauf nicht allzuviel Gewicht zu legen, so scheint es doch unstatthaft, lesbische Formen auf den Einflufs eines Mannes zurückzuführen, von dessen Dialekt wir so aufserordentlich wenig wissen. Endlich ist es schwer glaublich, dafs den Spartanern die Klänge ihrer eigenen Sprache häfslicher vorgekommen sein sollten, als fremde, so dafs sie dieselben stellenweise verschmäht und mit fremden vertauscht hätten. In allen anderen Dingen rühmt man das dorische Stammesbewufstsein und das treue Festhalten ererbter Stammessitte bei den Dorern; von der Musik und dem Gesang gilt dasselbe für Sparta und die andern dorischen Städte: allen Neuerungen abgeneigt bewahrten sie auch später noch ihre alten Lieder und hielten, wie Athen. XIV, 632 F und andere hervorheben, an den Satzungen der alten Kunst fest.

Aufserdem aber würde der Hinweis auf Terpander auch nicht für die Erklärung aller angenommenen Äolismen genügen. Denn einer von diesen (*Μοῖσα*) findet sich schon bei Eumelus von Korinth, obgleich derselbe schon um Ol. 11, also vor Terpander gelebt haben soll. Für Pindar endlich ist man genötigt, nach einer andern Quelle des lesbischen Einflusses zu suchen, da er in der Art und Zahl seiner angeblichen Äolismen von seinen Vorgängern sich zu sehr unterscheidet, als dafs dieselben durch den fixierten Gebrauch seiner dorischen Vorgänger vermittelt sein könnten; für ihn rekurriert man daher auf die weittragende Bedeutung, welche der äolische Dialekt in der griechischen Lyrik durch Alcäus und Sappho gewonnen haben soll. Es erheben sich also bei der herrschenden Lehre Schwierigkeiten überall, welche zwar an und für sich zur Widerlegung derselben nicht ausreichen würden, aber Bedeutung gewinnen im Zusammenhang mit meinen sprachlichen Erörterungen, wonach alle angeblichen Äolismen sich nur als ein Produkt falscher Erklärung erwiesen.

III.

Die angeblichen Dorismen bei nicht-dorischen Dichtern.

Für Pindar habe ich im Philol. XLIV, p. 49 ff. nachgewiesen, dafs sämtliche Formen, welche man in seiner Sprache für dorisch ausgegeben hat, echt böotische Formen sind, also dem heimatlichen Dialekte des Dichters angehören. Für die angenommene Temperierung seiner Sprache durch dorische Elemente fehlt also jeglicher Beweis. Die Dorismen bei Ibykus aus Rhegium gehören seinem Mutterdialekte an, wie ich weiter unten zeigen werde. Dort werde ich auch über die Dorismen bei den fahrenden Sängern Simonides und Bakchylides von Keos sprechen.

Danach bleiben nur noch die dürftigen Fragmente der Attiker Apollodorus, Lamprokles und Kinesias und der Jonier Lykymnius von Chios und Timotheus von Milet, bei denen die Dorismen sich auf den Gebrauch des angeblich dorischen *ᾱ* in solchen Fällen beschränkt, wo es auch die lyrischen Partien des attischen Dramas haben. Aus Rücksicht auf den Raum mufs ich die Erörterung der Sprache des attischen Dithyrambus und der darauf beruhenden Tragödie mir für diesmal noch vorbehalten und den Einwurf mir gefallen lassen, dafs damit ein Glied in der Kette meiner Beweisführung fehlt.

---

[1]) Vgl. Bernhardy, Griech. Litt. I, 349: „Die Spartaner nannten ihn auch das Haupt ihrer ersten Periode der strengen altertümlichen Musik und ehrten ihn als einheimischen Dichter. Seine Thätigkeit diente völlig dem Staate der Dorier."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IV.

Entwicklung der griechischen Lyrik auf Grund ihrer Sprache.

Die epische Poesie war „die Mutter und Erzieherin aller Gattungen der Dichtkunst bei den Griechen," sie blieb auch „der dichterische Grundstock für alle folgende Poesie". In Jonien war es gewesen, wo die epische Poesie ihre Vollendung erreicht hatte, einerlei nach welchen Vorstufen und unter welchen Einflüssen. Die überkommene Sprache behielten die jonischen Sänger epischer Dichtungen unverändert auch dann noch bei, als dieselbe schon längst nicht mehr mit der Sprache des Lebens und des Umgangs übereinstimmte, als sie schon mehr einer toten Sprache glich. Sie war allmählich die Sprache für die ganze Dichtgattung geworden und besafs für dieselbe kanonische Geltung. Sie hatte sich zu einer Kunst- oder Schriftsprache entwickelt, die in ihrem Wortschatz und in ihren Wortformen mit der lebendigen und in steter Fortbildung begriffenen Sprache nicht mehr zusammenfiel. Immer mehr bekam sie den Charakter einer Kunstsprache, als das Epos von Jonien aus auch bei allen andern Stämmen des griechischen Volkes Verbreitung, Aufnahme und Pflege fand. Die Sprache des jonischen Epos wurde dadurch das Gemeingut aller Stämme und auch die nichtjonischen Sänger epischer Dichtungen dichteten in der überlieferten fixierten Sprache des homerischen Epos. Durch die Vorträge der wandernden Rhapsoden wurde sie im ganzen Volke lebendig gehalten, und zumal da sie im Jugendunterrichte den Mittelpunkt bildete, war sie allen verständlich. Neben der gemeinsamen Religion, den Orakeln, Amphiktyonien und panegyrischen Festversammlungen bildete die Homerische Dichtung und Sprache das idealste Einigungsband der griechischen Nation. (Steinthal hat einmal die Frage aufgeworfen: Wie mögen sich wohl Parmenides, Zeno und Sokrates, wie die Sophisten und Sokrates unterhalten haben? Man kann noch weiter fragen: Wie sprachen die Gesandten der griechischen Staaten in Athen, wie Themistokles in Sparta, Epaminondas auf dem Kongresse in Korinth? Wäre es undenkbar, dafs die epische Sprache als die Sprache des höheren geistigen Lebens für sie alle ein geläufiges Verständigungsmittel gebildet hätte?) Jedenfalls war sie auf dem besten Wege, die allgemeine Litteratursprache zu werden und sich in einen Gegensatz zu der lokal gefärbten Volkssprache, zu den Dialekten, zu stellen. Aber noch war das Stammesleben zu kräftig, als dafs die Mundarten sich schon jetzt hätten verdrängen lassen. Dasselbe erzeugte vielmehr neue Formen des dichterischen Ausdrucks mit neuem Gehalt und neuem Vortrag, und mit diesen neuen Dichtungsarten, den lyrischen, entwickelten sich auch neue Tonarten in der Sprache. Das Wesen der lyrischen Dichtung bringt es mit sich, dafs sich die Individualität in ihr mehr als anderwärts geltend macht; die Folge davon ist die subjektiv d. h. dialektisch gefärbte Sprache der Lyrik. Diejenigen Arten derselben freilich, welche sich mehr in Anlehnung an das Epos entwickelten und engeren Zusammenhang mit der epischen Gedankenwelt behielten, wahrten sich auch von der sprachlichen Eigentümlichkeit des Epos mehr als andere Arten, welche im Gegensatz zum Epos der Ausdruck der Individualität, der subjektiven Empfindung sind, welche mehr auf die unmittelbare Gegenwart als auf die objektive Welt des Epos gerichtet sind. Die Anlehnung an das Epos kennzeichnet die Kunstpoesie, neben welcher sich eine Volkspoesie in der Sprache des gewöhnlichen Lebens reich entfaltet. Die politischen und socialen Verhältnisse waren dabei von Einflufs; das Leben und die Gesellschaft hatten sich anders gestaltet. Die ideale Götter- und Menschenwelt des Epos übte nicht mehr den Reiz aus, wie früher, die Kämpfe der Gegenwart und die Konflikte des unmittelbaren Lebens machten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich geltend und brachten in die Poesie auch die Sprache des gewöhnlichen Lebens. Je subjektiver die Lyrik wird und je kräftiger die Individualität des Dichters ist, desto mehr kommt dessen angeborner Dialekt zum Durchbruch.

Diese Sätze mufs ich nunmehr für die Hauptarten der lyrischen Dichtung, die Elegie, die jambische Poesie und das Melos im einzelnen nachweisen.

1. Die Elegiker.

Der epischen Poesie am nächsten steht der Zeit und dem ganzen Stil nach die Elegie. Sie ist in der That, wie Bergk sagt, die Übergangsstufe vom Epos zu der freieren Entwicklung der anderen Arten. Wie der epische Vers, ist auch das Distichon aus Daktylen gebildet, gehört also auch dem sogenannten gleichen Rhythmengeschlechte an, dem *γένος ἴσον*. Diesen Zusammenhang mit dem Epos bewahrt die Elegie auch in der Sprache, welche im wesentlichen mit der epischen übereinstimmt. Vgl. Renner, Quaestiones de dialecto antiquioris Graecorum poesis elegiacae et iambicae in Curtius, Stud. I. Bd. Nicht nur die jonischen Elegiker, wie Kallinus von Ephesus, Archilochus von Parus, Simonides von Amorgos, Mimnermus und Xenophanes von Kolophon, Phokylides von Milet, sondern auch die nichtjonischen Solon von Athen, Tyrtäus aus Lakonien und Theognis von Megara dichteten in der epischen Sprache. Eine Reihe von epischen Formen indessen vermieden sie, weil sie ihnen und ihrer Zeit bereits zu veraltet und fremdartig erscheinen mufsten. Andererseits finden sich in dem epischen Dialekte dieser Dichter schon Beimischungen heimatlicher Spracheigentümlichkeiten, entsprechend dem Charakter der Elegie, in der die Individualität des Dichters im Gegensatz zum Epos sich bereits geltend macht. So finden sich bei den jonischen Dichtern jonische Formen ihrer speziellen Zeit und Heimat, welche dem Epos fremd sind, bei dem Attiker Solon Atticismen, bei den Dorern Tyrtäus und Theognis Dorismen. Beispiele siehe bei Renner a. a. O. Aber bei keinem kommt auch nur eine einzige Form vor, welche aus einem anderen Dialekt als dem heimatlichen des Dichters oder dem epischen entlehnt wäre, und es ist eine unbewiesene und unbeweisbare Behauptung von Ahrens, dafs die nichtjonischen Elegiker aus dem Dialekt der jonischen Elegiker spezifische Jonismen entlehnt hätten. Weder Ahrens noch Renner vermögen eine Form anzuführen, und daher ist eine Widerlegung nicht möglich. — Das einzig dastehende *ἰσδόμενος* bei Xenophanes fr. I, 6 erklärt sich aufs beste aus meiner oben p. 4 f. gegebenen Darstellung und ist durch sein Vorkommen bei einem Dichter und in einer Dichtungsart, welche beide jeden Gedanken an lesbische Beeinflussung ausschliefsen, eine neue Stütze für meine Behauptung, dafs der angebliche Lautwandel *ζ* : *σδ* nur eine orthographische Besonderheit ist.

2. Die Jambiker.

Ganz anders steht es mit der zweiten lyrischen Gattung, der jambischen Poesie. Mit ihr beschreitet die Poesie zum ersten Male ganz neue Bahnen: sie ist ein vollkommner Bruch mit allen überlieferten Regeln, sie erfindet sich einen neuen Rhythmus und spricht eine andere Sprache, welche unabhängig ist von den Regeln einer jeden Gattung. Die jambische Poesie ist die reinste Volkspoesie, ihre Sprache daher auch die unverfälschte, lebende Volks- und Umgangssprache. Diese, die Sprache des Marktes, war hier aber auch einzig am Platze, da es darauf ankam, das unmittelbare Volksleben, das Gefühl des persönlich Erlebten, die Stimmung des häuslichen und gesellschaftlichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verkehrs wiederzuspiegeln. Daher sprechen denn auch nicht nur die Jambographen Hipponax und Ananius den reinen jonischen Dialekt ihrer Zeit, sondern auch Archilochus und Simonides, obwohl sie sich in ihren Elegien der kunstmäfsigen Litteratursprache, der epischen, bedienten. Wenn sich diese jonische Sprache der Jambographen in manchen Punkten von der Prosasprache Herodots und der Inschriften unterscheidet (Renner, Curt. Stud. I², 61) und sich mehr der epischen nähert, so ist zu bedenken, dafs sie, wenn auch jünger als die epische, im Vergleich zur Sprache Herodots doch eine ältere Sprachperiode repräsentiert und zwischen der alten Sprache des Epos und der Prosalitteratursprache gewissermafsen den Übergang bildet. Gehören ja doch die Jambographen ihrer Lebenszeit nach dem 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. an, während Herodot und die Inschriften erst aus dem 5. Jahrhundert stammen.

Auch der Attiker Solon hat sich in seinen Jamben seines heimatlichen Dialekts, des attischen, bedient, gleichfalls wie Archilochus und Simonides, im Gegensatze zu seinen Elegien. Nur darin unterscheidet er sich von den übrigen Jambographen, dafs, während diese ihren Heimatdialekt rein zur Anwendung bringen, er sich von dem Einflusse der epischen Sprache nicht ganz frei zu halten vermocht hat, wenn anders die wenigen Spuren des epischen Dialekts in seinen attischen Jamben richtig überliefert sind. Dafür aber, dafs die jonischen Vorbilder sprachlich ihn beeinflufst hätten, ist kein Anhalt vorhanden; es ist also unmöglich, einen Gattungsdialekt der Jambographen anzunehmen.

Dasselbe Verhältnis gilt von den Trochäen. Eine Verschiedenheit des Dialekts zwischen den trochäischen und jambischen Gedichten ist nicht vorhanden. Man lehrt zwar seit K. O. Müller, dafs nach Inhalt und Geist die Trochäen eine Mittelgattung zwischen der Elegie und den Jamben bilden; sprachlich ist dies nicht der Fall, ebenso wenig wie metrisch. Beide, Trochäen und Jamben, gehören im Gegensatze zur Elegie und dem Epos dem sogenannten doppelten Rhythmengeschlechte, dem *γένος διπλάσιον*, an, und beide sind in dem Heimatdialekte der Dichter verfafst; bei den jonischen Dichtern ist derselbe ganz rein von epischem Einflusse, bei Solon allein, in den Jamben und Trochäen gleichmäfsig, mit einem geringen Anfluge des epischen Dialekts.

3. Die Meliker.

Ursprung und erste Entwicklung der melischen Poesie führen uns zu den Dorern des Peloponneses. Diese Thatsache wird in der Litteraturgeschichte häufig verdunkelt, ist aber von der gröfsten Wichtigkeit. Lange bevor Alcäus und Sappho zum ersten Male auf Lesbos die melische Poesie für eine kurze Zeit zur Blüte brachten, so viel wir sehen, ohne Vorgänger und ohne Nachfolger bei ihren Landsleuten, hatte unter den Dorern des Peloponneses die melische Poesie in verschiedenen Gattungen sich zu fester Form entwickelt und eine reiche Entfaltung und Pflege gefunden. Erst nachdem zahlreiche Dichter unter den Dorern die neue Gattung gepflegt, schlug dieselbe auch auf Lesbos Wurzeln und trieb hier neue charakteristische Blüten. Denn Terpander und Arion darf man nicht zu den lesbischen Melikern rechnen, trotz ihres lesbischen Geburtsortes, da beide unter Dorern lebten und ihre dichterische Kunst entfalteten. Von einer Beeinflussung der dorischen Melik durch die lesbische Poesie kann also keine Rede sein.

Aus der ältesten Zeit werden uns als Vertreter der dorischen Melik zwar viele Namen genannt, aber bei dem Mangel an Fragmenten können wir mit den Namen keine bestimmte Vorstellung verbinden. Die ersten, welche für uns mehr als Namen bedeuten, sind Alkman und Tyrtäus. Die Gedichte des Spartaners Alkman sind uns indes nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erhalten, sondern sind, wie schon Kirchhoff im Hermes III, 451 und Fick in Bezzenbergers Beitr. III, 128 übereinstimmend hervorgehoben haben, von späteren Grammatikern nach dem jüngeren lakonischen Dialekte umgeformt worden. Denn sie zeigen uns eine Lautstufe des lakonischen Dialekts, welche dem 7., ja sogar noch dem beginnenden 4. Jahrh. vollständig fremd ist. Wenn sie daher auch sicherlich ursprünglich in reiner lakonischer Mundart abgefafst waren, wie sie dem Volksdichter und seiner volkstümlichen Poesie allein entsprach, so bieten sie im einzelnen für die Beurteilung der Alkmanschen Sprache doch keine zuverlässige Stütze. Wenn daher auch im allgemeinen die Möglichkeit zugegeben werden mufs, dafs er Einzelheiten aus der epischen Sprache, wie sie in unsren Texten vorliegen, in seine im übrigen ganz volkstümliche Sprache aufgenommen habe, so läfst sich doch über die Richtigkeit und das Mafs dieser epischen Formen nichts bestimmtes sagen. Andere Elemente aber, speziell äolische, müssen gänzlich geleugnet werden. Zwar wird Alkman von Apollonius de pron. p. 136 *συνεχῶς αἰολίζων* genannt und von Priscian sogar unter die äolischen Dichter gezählt (s. o. p. 4), und zwar aus keinem andren Grunde, als weil sie bei ihm das *Αἰολικὸν δίγαμμα* fanden, das doch der lakonischen Mundart in weit höherem Grade eigen war, als der lesbischen. Indessen beide Grammatiker hatten von dem lakonischen Dialekt nur eine sehr mangelhafte Kenntnis, und die angeführten Zeugnisse sind für uns nur insoweit von Interesse, als sie zeigen, wie wenig Wert auf die Urteile der alten Grammatiker zu legen ist, und mit welcher Leichtfertigkeit sie über den sprachlichen Charakter eines Dichters urteilten. Auch diejenigen Eigentümlichkeiten in den traditionellen Texten des Alkman, welche die Neueren zur Annahme eines lesbischen Einflusses verleitet haben, beweisen dafür nichts; hinsichtlich der weiblichen Participien auf *οισα* (statt *ΟΣΑ* d. i. lak. *ωσα*) vgl. oben p. 6 ff., über die Schreibung *σδ* = *ζ* p. 4 ff., *κλεννά* p. 8.

Tyrtäus hat aufser seinen Elegien in epischer Sprache (vgl. oben p. 12) besonders Marsch- und Kriegslieder in lakonischer Mundart geschrieben, wie die Fragmente bei Bergk 15 und 16 erkennen lassen. Vgl. Renner in Curt. Stud. I[1], 137: Quod in embateriis Tyrtaeus puro, ut videtur, Dorismo utitur, in ipsa illorum carminum natura positum est, quae ab adulescentibus Lacedaemoniis canerentur atque in terra Laconica maxime excolerentur. Derselbe hat auch bemerkt, dafs *εὐάνδρου* 15 falsch transkribiert und in *εὐάνδρω* zu ändern ist; natürlich auch *κοῦροι* 15 und 16 in *κῶροι*.

Mit den Spartanern wetteiferten die übrigen Dorer des Peloponneses in der Pflege des melischen Gesanges. Sind uns auch aufser den Namen des Eumelus von Korinth, des Echembrotus aus Arkadien, des Sakadas und der Telesilla aus Argos, der Praxilla aus Sikyon und anderer nur ganz unbedeutende Fragmente ihrer Dichtungen erhalten, so dürfen wir doch annehmen, dafs sie wie der Spartaner Alkman dieselben in ihrer heimatlichen Mundart gedichtet haben.

Eine gröfsere Anzahl von Bruchstücken besitzen wir von dem Sicilier Stesichorus. Derselbe stammte aus der Stadt Himera, welche „eine aus Dorern und Joniern gemischte Bevölkerung hatte und daher nach Thuc. VI, 5 (*καὶ φωνὴ μὲν μεταξὺ τῆς τε Χαλκιδέων καὶ Δωρίδος ἐκράθη, νόμιμα δὲ τὰ Χαλκιδικὰ ἐκράτησεν*) auch einen gemischten Dialekt sprach. Die innige Beziehung seiner Poesie zum Epos ist bekannt, und so sehen wir denn bei ihm auch den Einflufs des epischen Dialekts unverkennbar; ja man kann sogar dieses Element seiner Sprache als das weit überwiegende betrachten, welches nur mäfsig durch Dorismen temperiert sei. Aber freilich ist auch gerade das umgekehrte Urteil möglich und wird durch einige auffallende Dorismen unterstützt, wie *ποταύδη* und sogar das sicilische *πέποσχα* statt *πέπονθα*, welches sonst nur noch aus Epicharmus bekannt ist.“ Ahrens, Misch. d. Dial. p. 67. — Auch in der Sprache der dorischen Dithyrambiker, wie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lasus und Kydias von Hermione, Pratinas von Phlius, Diagoras und Melanippides von Melos, Ariphron von Sikyon und Telestes von Selinus finden wir neben der epischen Grundlage nur dorische Bestandteile. „Von äolischem Dialekte findet sich keine Spur, obgleich Arion von Methymna den Dithyrambus erfunden und in Korinth gelehrt haben soll.“ Ahrens. Das letztere bezieht sich nur auf die rhythmische Gestaltung, auf den Dialekt hat er ebenso wenig Einfluſs ausgeübt, wie sein Vorgänger und Landsmann Terpander.

Auch für den einer jüngeren Periode angehörenden Philoxenus von Kythere gilt dasselbe Verhältnis, wie für die genannten Dithyrambiker, nur daſs in seinem *Δεῖπνον*, einer poetischen Schilderung aus dem täglichen Leben, der dorische Heimatdialekt stärker hervortritt.

Noch mehr ist dies der Fall bei Timokreon von Rhodus, dessen Fragmente entsprechend dem subjektiven Charakter seiner Poesie den dorischen Mutterdialekt sehr rein zeigen und von der epischen Sprache nur sehr geringe, schwerlich richtig überlieferte Spuren enthalten.

Neben dem dorischen Melos entwickelten sich aber auch auf anderen Sprachgebieten mannigfache Arten derselben Gattung. Auf Lesbos begegnen uns als Vertreter einer eigenartigen, mehr weltlichen Liederpoesie die zeitgenössigen Dichtergröſsen Alcäus und Sappho. Beide dichteten in der Sprache ihrer Zeit und ihrer Heimat. Einige wenige Formen, welche die Fragmente beider mit der epischen Sprache gemeinsam haben, wie die Genitive auf *οιο*, brauchen nicht aus dem jonischen Epos herübergenommen zu sein, sondern es hindert uns nichts, sie für ältere lesbische, nur in der dichterischen Praxis festgehaltene und fortgepflanzte Formen zu halten. Auch der in unsren Texten sich öfter findende Mangel des Augments braucht nicht eine epische Reminiscenz zu sein, sondern dürfte gleichfalls eine poetisch-archaistische Licenz sein. Der Grund dafür, daſs beide, Alcäus und Sappho, sich des reinen lesbischen Dialekts ohne Einmischung epischer Formen bedient haben, ist wie bei der Jambik „in der entschiedenen Subjektivität der lesbischen Melik zu erkennen, welche für den Ausdruck der eigensten Gefühle auch die eigenste Mundart verlangte und überall zu der epischen Poesie nur in einer entfernten Beziehung steht“.

Ebenso ist über den jonischen Liederdichter Anakreon zu urteilen. Wie er in dem ganzen Charakter seiner Dichtungen die leichte, anmutige Weise der Jonier wiederspiegelt, so verleugnet er auch in seiner Sprache nicht den Dialekt seiner jonischen Heimat. Zwar soll er seinem jonischen Dialekte manches aus der äolischen Mundart beigefügt haben, weil seine Kunst auf der lesbischen Melik fuſse; in der That aber weiſs man kaum etwas zum Beweis des lesbischen Einflusses anzuführen, und das Wenige, das man für lesbisch ausgibt, ist durchaus zweifelhaft. Für *χρυσοφαέννων* fr. 25 vgl. oben p. 8, für *αἰχμάν* 31 glaubte schon Bergk nach anderer Überlieferung *αἰχμήν* herstellen zu müssen, *ἀπεροπός* 73 hält derselbe für ein Missverständnis, für *κούρα* 76 vermutet er äuſserst wahrscheinlich *κοῦρα;* der Akkusativ *αἰνοπάθην* 36 ist eine durchaus zweifelhafte Lesart. Danach bleibt nur noch das lange *α* in *ἁδυμελές* 67, *μεναίχμαν* 70 und *δάφνᾳ χλωρᾷ τ᾽ ἐλαίᾳ* 78 übrig für die Annahme, daſs Anakreons Dialekt eine fremde (lesbische oder dorische) Beeinflussung erlitten habe. Ob man die Apokope der Präposition in *καδ᾽ δὲ λῶπος ἐσχίσθη* 80, den Genitiv *ὀχάνοιο* 91 und den Mangel des Augments in *φύγον,* wie man 29 verbessert hat, als epische Reminiscenzen oder als dichterische Altertümlichkeiten anzusehen hat, kann zweifelhaft erscheinen.

Auch in Böotien gewann die melische Poesie eine Stätte. In Theben selbst blühte seit alter Zeit die Musik mehr, als man nach dem viel geschmähten, mit Unrecht verrufenen Stammcharakter der Böotier erwarten sollte. Groſsen Ruhm bei Mit- und Nachwelt ernteten die Dichterin Korinna und der gröſste der griechischen Lyriker, Pindar; von einer anderen böotischen Dichterin, Myrtis

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus Anthedon ist uns zu wenig bekannt. Korinna dichtete in ihrem heimatlichen Dialekte. Die Möglichkeit epischer Beeinflussung in *Πινδάροιο* fr. 21 und *νίκασ'* fr. 2 soll zwar im allgemeinen nicht bestritten werden; aber wahrscheinlicher scheint mir auch hier die oben für die lesbischen Dichter und für Anakreon gegebene Erklärung der Genitive auf *οιο* und der augmentlosen Präterita. Ihre Poesien scheinen einen mehr volkstümlichen, lokalen Charakter gehabt zu haben, wie sie auch die einheimischen Mythen bevorzugte, (vgl. Bergk, Griech. Litter. II, 379) und daher pflanzten sie sich mehr in den Grenzen ihrer engeren Heimat fort. Da aber die böotische Mundart in der Folgezeit bedeutende Veränderungen erlitt, so wurden ihre in der alten Sprache geschriebenen Gedichte allmählich der veränderten Aussprache angepafst und dementsprechend umgeschrieben. Denn die erhaltenen Fragmente zeigen uns die böotische Orthographie des 4. und 3. Jahrhunderts, welche der Lebenszeit der Dichterin noch ganz fremd war und erst nach Einführung des jonischen Alphabets möglich wurde. Vgl. Kirchhoff, Hermes III, 451 und Meister, Griech. Dial. 212.

Anders war das Schicksal der Pindarischen Gedichte. Dafs die jetzige Form derselben nicht von Pindar selbst herrührt, habe ich im Pilol. XLIV, p. 49 ff. gezeigt. Die jetzige Gestalt beruht auf der Umschrift aus dem alten epichorischen Alphabet, welche nach der Einführung des jonischen Alphabets nötig wurde. Wäre dieselbe in der Heimat des Dichters selbst erfolgt, so würden die Pindarischen Gedichte sicherlich eine ähnliche Gestaltung bekommen haben, wie die der Korinna. Im Gegensatze zu dieser aber fand Pindar schon zu Lebzeiten mehr Beifall und Verehrung in der Fremde als in seiner Heimat, und auch nach seinem Tode wurden seine Gedichte besonders in Athen gelesen und fortgepflanzt (vgl. Bergk, Poetae lyr. Gr. I[4], p. 27). Hier erfolgte wahrscheinlich auch die neue Recension, ohne Rücksichtnahme auf den ursprünglichen sprachlichen Charakter der Dichtungen, einzig und allein aus Rücksicht auf das Bedürfnis der damaligen Zeit, eine veraltete und kaum mehr verstandene Schreibweise dem Verständnisse der Leser zu vermitteln. Grammatische Zwecke verfolgte man dabei gewifs nicht, man diente nur einem praktischen Interesse. Dadurch wurde der ursprüngliche Dialekt des Dichters freilich völlig verdunkelt und er bekam jene buntscheckige und inkonsequente Sprachform unserer jetzigen Überlieferung; vielleicht verdanken wir es aber gerade dieser modernisierten, interprovinzialen Gestalt der Sprache, dafs sich von seinen Dichtungen ein weit gröfserer Teil erhalten hat, als von denjenigen Dichtern, die in ihrer landschaftlichen Mundart fortgepflanzt allmählich bei den übrigen Griechen nur einem geringen Verständnis begegneten. Als in der alexandrinischen Zeit die Grammatiker anfingen, sich mit seiner Sprache zu beschäftigen, war es denselben nicht mehr möglich, den wahren Sachverhalt zu erkennen. Sie hatten von der Sprache und den Dialekten nur diejenige Kenntnis, welche sich auf die erhaltenen Litteraturwerke und die noch lebende Sprache gründete. Die Sprache Pindars aber stimmte weder mit dem damaligen Dialekte seiner Landsleute, noch auch mit dem aus den Gedichten der Korinna als böotisch bekannten Dialekt. Daher mufste die Lehre entstehen, dafs Pindar im Gegensatze zu seiner Landsmännin den heimatlichen Dialekt verschmäht habe, und da überhaupt seine Sprache mit keiner einzigen der den alexandrinischen Grammatikern bekannten Mundarten übereinstimmte, erklärte man sie in bunter Mannigfaltigkeit aus allen Dialekten zugleich. Auf diese Textgeschichte mufs jede Wiederherstellung der ursprünglichen Sprachform Rücksicht nehmen. Bei unsrer heutigen Kenntnis der griechischen Dialekte lassen sich keine Thatsachen nachweisen, welche die bisherige Lehre von der Dialektmischung bei Pindar bestätigen. Unter den angeblich dorischen Formen desselben ist keine einzige, welche einer Erklärung aus dem heimatlichen Dialekt des Dichters widerspricht. Wie über die angeblichen Äolismen bei Pindar zu urteilen ist, habe ich oben dargelegt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da ferner alle angeblich attischen Formen bei ihm zugleich auch episch sind, so bleiben als sichere Bestandteile seiner Sprache nur der böotische und der epische Dialekt übrig. Das Resultat für Pindar ist also dasselbe, welches sich für die ganze griechische Lyrik ergiebt: sie hat sich unter dem Einflufs der Sprache der epischen Poesie in den heimatlichen Mundarten der einzelnen Dichter entwickelt. Welcher von diesen beiden Bestandteilen der Pindarischen Sprache den Grundstock bildet, kann ich für jetzt noch nicht entscheiden, mufs ich vielmehr einer besonderen Untersuchung vorbehalten.

Es bleibt nunmehr noch die Betrachtung jener wandernden Sänger übrig, des Ibykus von Rhegium, Simonides und Bakchylides von Keos. Die angeblichen Äolismen bei Ibykus erledigen sich sämtlich nach dem oben Gesagten; *θαλέθοισιν* fr. 1 als 3. Pers. Plur., der Akkusativ *θεοίς*, von Bergk fr. 24 früher vermutet und die Assimilation der Liquida in *ἀργεννός* und *ἐρεβεννός*, welche man nach Et. M. 135, 47 und An. Ox. I, 31, 32 dem Ibykus zuschreibt, haben überdies nicht einmal bei Alkman ein Vorbild, welchem Ibykus in der Mischung seines Dialekts mit Äolismen gefolgt sein soll. Die ganze übrige Sprache desselben gehört entweder dem epischen oder dem dorischen Dialekte an. Die Bestandteile des letzteren dürfen immerhin auf seine rheginische Heimat zurückgeführt werden, da Rhegium eine gemischte Bevölkerung von Joniern aus Chalcis und Dorern aus Messene hatte, und das Dorische jedenfalls vorherrschte, da ja auch politisch bis Ol. 79, 4 die messenischen Geschlechter die herrschenden waren. Vgl. Strabo VI, 394 D: *διόπερ οἱ τῶν Ῥηγίνων ἡγεμόνες μέχρι Ἀναξίλα τοῦ Μεσσηνίων γένους ἀεὶ καθίσταντο.* Doch kann man die dorischen Bestandteile seiner Sprache auch der Rücksicht auf ein dorisches Publikum zuschreiben, welches der fahrende Sänger in seinem Wanderleben hatte. — Dafür, dafs sich Ibykus, wie vielfach mit Rücksicht auf Sprache und Stoffe behauptet wird, dem Sicilier Stesichorus angeschlossen und sich nach ihm gebildet habe, giebt die Sprache beider keinen Anhaltspunkt. Sowohl in den Dorismen, als in der Wahl und dem Mafs der epischen Formen gehen beide Dichter auseinander. Übereinstimmungen beider sind zufällig und nicht mehr vorhanden als bei beliebigen anderen dorischen Melikern.

Der Dialekt der jonischen Sänger Simonides und Bakchylides von Keos erfordert eine besondere Untersuchung, für welche ich an dieser Stelle nur die leitenden Gesichtspunkte angebe. Die angeblichen Äolismen, welche jetzt bei Simonides und Bakchylides geduldet werden, haben schon Ahrens Bedenken erregt. Sie sind durchaus zurückzuweisen. Denn abgesehen davon, dafs sich die ganze Lehre von der Dialektmischung als irrig und grundlos erwiesen hat, findet bei unsern beiden Dichtern nicht ein einziger Äolismus in der handschriftlichen Überlieferung eine Stütze, da sie sämtlich nur durch die willkürliche Theorie der neueren Herausgeber in die Texte gekommen sind. Nachdem man sich einen aus äolischen, dorischen und epischen Elementen zusammengesetzten Gattungsdialekt der melischen Poesie kunstvoll konstruiert hatte, mufste man da, wo eins dieser Elemente fehlte und dadurch die Theorie verletzt wurde, durch Änderungen Ersatz und Übereinstimmung schaffen. So hat man willkürlich einige Stellen herausgegriffen und der selbstgeschaffenen Theorie zuliebe Sim. fr. 5 *πράξας, φιλέοισιν*, 12 und 31 *καλέοισιν*, 42 *κλέπτοισιν*, 44 *Μοισᾶν*, 46 *Μοῖσα*, 78 *στίζοισα*, Bakch. fr. 27 *μαρμαίροισιν* gegen jede Überlieferung durch ‚Konjektur', hergestellt; auch Sim. 1 *ἀντοτρέπτοισι*, 30 *στρέφοισαν* entbehren der handschriftlichen Grundlage. Diese modernen Eindringlinge sind also zu beseitigen. Über das angeblich äolische *ἐπαίνημι* s. o. p. 8, über *ἔλλαθι* ebd.

Danach steht das negative Resultat fest, dafs die Sprache unsrer beiden Dichter von Äolismen durchaus frei ist. Positive Resultate sind nur durch eine ausführliche Untersuchung der Fragmente dieser heimatlosen, fahrenden Sänger zu erlangen. Beide sind zwar auf der jonischen Insel Keos

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geboren, haben aber den gröfsten Teil ihres Lebens fern von ihrer Heimat in der Fremde zugebracht. Des Simonides Aufenthalt in Athen an dem Hofe der kunstsinnigen Pisistratiden führte den Dichter noch in ein verwandtes Sprachgebiet: in den daselbst entstandenen Gedichten werden dorische Formen gewifs nicht enthalten gewesen sein, er wird vielmehr die Sprache seiner attischen Kunstgenossen geredet haben, die von seiner heimatlichen nicht allzu sehr verschieden war. Doch blieb er nicht in Athen, sondern begab sich nach dem Tode des Hipparch nach Thessalien an den Hof der Skopaden und später nach Unteritalien und Sicilien. Bakchylides treffen wir in Gemeinschaft mit seinem Oheim Simonides in Sicilien am Hofe des Königs Hiero, später hielt er sich an verschiedenen Orten im Peloponnes auf. Es fragt sich, ob und in wiefern der Aufenthalt an diesen verschiedenen Orten und das wechselnde Publikum der Dichter auf die Sprache ihrer Dichtungen von Einflufs gewesen ist. Die Beantwortung dieser Frage glaubte ich für diesmal unterlassen zu dürfen, weil es mir nur darauf ankam, die Grundgedanken meiner Arbeit in der gesamten Entwicklung der griechischen Lyrik zu verfolgen und zu zeigen, dafs die Sprache derselben keine konventionelle, von der Dichtgattung abhängige, keine durch die Beeinflussung verschiedener Stämme oder durch das Belieben der Dichter kunstmäfsig gemischte, sondern eine individuell verschiedene ist, dafs es überhaupt keine Dialektmischung in der griechischen Lyrik, noch auch einen einheitlichen Gattungsdialekt giebt, sondern dafs alle Lyriker sich zwar an die Sprache des Epos als die herrschende Sprache der Poesie mehr oder minder anlehnten, alle Abweichungen davon aber einzig und allein auf die lebendige, lokal verschiedene Volkssprache, auf die heimatliche Mundart der Dichter zurückzuführen sind.

Münster i. W., im Januar 1885.

Dr. A. Führer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf